Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale in Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 138. **Montag** den 17. März 1902. **96. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

In London wird die prompte

Freilassung Methuen's

durch Delarey von Hoch und Niedrig, von Blättern jeder politischen Schattirung rückhaltlos als ein Act der größten Courtoisie und Menschenfreundlichkeit ausgelegt und gepriesen, und damit ist der ganze Vorfall auch in das richtige Licht gerückt. Delarey hat seinen gefangenen Gegner unter ärztlicher Aufsicht nebst dem ebenfalls schwer verwundeten Obersten Townsend freigesetzt und nach Klerksdorp gesandt, weil er den englischen General in seinem bedenklichen Zustande nicht mit sich in die Magaliesberge führen und schweren Strapazen aussetzen wollte. Außerdem hat sich Methuen stets als ein ritterlicher Gegner gezeigt und niemals hat man von ihm gehört, daß er, wie andere britische „Garde-Generale", die Boeren nur als Gesindel betrachtete und behandelte. Aus diesem Grunde wird es verständlich, daß Delarey den englischen Lord als Kameraden behandelte und den verwundeten Mann frei gab und auf Parole in die englischen Linien sandte, — ein wahrhaft glänzendes Gegenstück zu der „Aburtheilung" und Erschießung des kriegsgefangenen verwundeten Boerencommandanten Scheepers seitens der Engländer. Dagegen suchen Blätter, wie „Daily Graphic" und „Morning Post", ihren Lesern klar zu machen, daß Delarey seinen Gefangenen habe freigeben müssen, um nicht durch ihn in seinen Bewegungen „belästigt" zu sein. „Es ist kein Versuch gemacht worden", schreibt das letztgenannte Blatt, „die Schwere der Niederlage, welche Delarey den englischen Waffen versetzte, abzuschwächen, und deshalb ist es eine gewisse Entschädigung, zu sehen, daß der Feind nicht im Stande oder jedenfalls nicht geneigt war, seinen Sieg vollkommen auszunutzen. Die Auslieferung eines so bedeutenden Gefangenen, der nach Lord Kitchener der nächstälteste General ist, ist ein Zeichen dafür, daß die Stärke der Boeren bei Unterordnungen der regulären Kriegführung nicht mehr gewachsen ist, wie furchtbar die Boeren auch in Bezug auf überraschende Angriffe sein mögen." Der „Daily Graphic" ist entrüstet über die „Pro-Boeren-Idee", daß Delarey den Lord Methuen als Geisel hätte behalten müssen, und das Blatt bemerkt dazu:

„Als Geisel für was? Vielleicht zur Sicherheit der von den Engländern gefangenen Rebellen, oder um Straflosigkeit von Boeren zu erzielen, die, wie Kruitzinger, der Verletzung des Kriegsrechts angeschuldigt sind? Die Boerengenerale wissen am besten, daß das Verhalten der englischen Militärbehörden den Gefangenen gegenüber durchaus dem Kriegsrecht entspricht, und daß es einfach heißen würde, zu verlangen, daß überhaupt kein Kriegsrecht mehr bestehen solle, wenn man einen englischen Gefangenen als Geisel für Leute betrachten wollte, die von unseren Militärgerichten verurtheilt worden sind."

Nach der Hinrichtung von Lotter und Scheepers werden die Boerengenerale wohl anderer Ansicht sein, als das conservative englische Blatt.

Ueber die Stimmung in Boerenkreisen

erhält die „Tägliche Rundschau" folgenden Drahtbericht: Gegenüber den Deutungen, die die Rede Richthofen's in der ausländischen Presse erfährt, wird seitens der Umgebung Krüger's auf das Bestimmteste versichert, daß weder die kämpfenden Boerengenerale noch Krüger irgend eine Einmischung heute wünschen. Gewünscht werde nur, daß in Südafrika Ambulanzen zugelassen würden. Bei dem gegenwärtigen Stande des Krieges würde der Boerenregierung sogar eine Intervention höchst unerwünscht sein; es sei denn, daß als Grundlage der Verhandlungen England die Unabhängigkeit der Freistaaten garantire. Da indessen in den letzten Tagen noch bestimmte gegentheilige Meldungen nach Amsterdam gelangt sind, wünsche man die energische Fortsetzung des Krieges in der bestimmten Hoffnung, daß England früher oder später gezwungen sein werde, seine Hartnäckigkeit aufzugeben. Krüger selbst äußerte: „Ohne Unabhängigkeit giebt's keinen Frieden, und wenn der Krieg noch Jahre dauert."

* **London**, 17. März. (Telegramm.) „Standard" berichtet aus Durban unter dem 14. März: In Ladysmith ist die Nachricht eingegangen, daß eine 60 Mann starke Boerenabtheilung in der Richtung auf Emeekdal im Vormarsch begriffen und daß Yeomanry zur Verfolgung ausgebrochen ist.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. März.

Da der Reichstag und die Tarifcommission Ferien gemacht haben, benutzen die extremen Agrarier die Presse, um Stimmung gegen die verbündeten Regierungen und ihre Stellung in der Getreidezollfrage zu machen. So behauptet Graf **Mirbach-Sorquitten** in der „Kreuzztg.", **Fürst Bismarck** habe die im Jahre 1887 in der Höhe von 6 ℳ für Roggen und Weizen geforderten, vom Reichstag nur in Höhe von 5 ℳ bewilligten Zollsätze als wirklichen Schutzzoll und nicht als Kampfzoll für den Abschluß neuer Handelsverträge angesehen wissen wollen, und fügt hinzu, die Richtigkeit dieser seiner Behauptung würde der Staatsminister Dr. Lucius von Ballhausen, der im December 1887 die verbündeten Regierungen im Reichstage vertreten habe, bestätigen können. Die „Köln. Zeitung" fordert infolge dieser Behauptung den Grafen Mirbach und seine Freunde auf, in der Tarifcommission bei dem Staatssekretär des Innern anzufragen, was sich aus den Acten über die Haltung des Fürsten Bismarck gegenüber dem 6 Mark-Zoll ergebe. Nun, bis zum Wiederzusammentritte der Tarifcommission braucht man nicht zu warten, um Aufschluß über diese Haltung des ersten Kanzlers zu erlangen. Sie steht jedenfalls nicht in Widerspruch zu dem Schreiben, das der Fürst am 9. December 1887 an Dr. von Lucius gerichtet und Herr von Poschinger im Jahre 1900 in der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat. Es lautet wörtlich:

„Ew. Excellenz gefl. Schreiben vom 2. cr. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und benutze diese Gelegenheit, um Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die entschiedene und beredte Weise auszusprechen, mit welcher Sie die alleinige Vertretung der Getreidezollvorlage wahrgenommen haben. Ich theile Euer Excellenz Ansicht vollkommen, daß eine Verquickung der Fragen der Währung und des Identitätsnachweises mit der des Getreidezolls letzteren schädigen würde; hoffentlich wird es Euer Excellenz Bemühungen gelingen, die Commissionsberathungen von dieser Vermischung frei zu halten. Meines Erachtens würde es nützlich sein, in der Commission mehr darauf hinzuweisen, daß die Erhöhung der Getreidezölle uns die einzige Handhabe bietet, um dem russischen Prohibitionssystem wirksam entgegenzutreten. Wir können wegen Zollfragen keinen Krieg mit Rußland beginnen und die politischen Gegensätze ihretwegen nicht verschärfen, wohl aber können wir durch Erschwerung der russischen Einfuhr nach Deutschland Rußland nöthigen, seinerseits auf unsere Interessen mehr Rücksicht zu nehmen. Dazu bieten die Getreidezölle die erste und wirksamste Handhabe."

Dieser Brief beweist, daß Fürst Bismarck den 6-Mark-Zoll als einen Kampfzoll ansah und benutzen wollte. Hätte Graf Mirbach von dem Schriftstücke Kenntniß gehabt, so würde er sicherlich nicht auf den Gedanken gekommen sein, den Fürsten Bismarck in der Getreidezollfrage gegen die verbündeten Regierungen auszuspielen.

Der kürzlich veröffentlichte Entwurf des **schweizerischen Zolltarifs** ist wesentlich umfangreicher als der zur Zeit geltende und trägt ausgesprochen schutzzöllnerischen Charakter. Die Zahl der Positionen ist von 722 auf rund 1200 gestiegen, die Nummern haben sich für einige Branchen verdreifacht und vervierfacht. Der schweizerischen Landwirthschaft hat man die dringend geforderte Erhöhung der Zölle auf landwirthschaftliche Producte theilweise zugestanden. Dies lehrt folgende Vergleichung:

	Bisheriger Gebrauchstarif, Generaltarif v. 1891		Neuer Tarif
	per Stück und Francs:		
Ochsen	15,—	30,—	35,—
Kühe und Rinder	18,—	25,—	35,—
Mastkälber	10,—	10,—	12,—
Schweine bis 60 kg	4,—	8,—	20,—
Schweine über 60 kg	5,—	8,—	15,—
Frisches Fleisch	4,50	8,—	12,—
Fleischconserven	6,—	8,—	20,—
Feische Butter	7,—	8,—	15,—

Auch die Zölle auf gewerbliche Producte sind zum Theil beträchtlich erhöht worden, kurz, die „Schutzzöllnerei" hat auch in der Schweiz ihren Einzug gehalten. Besonders der Maschinenindustrie, die bisher das Freihandelsprincip besonders hochhielt, wird hoher Schutz gewährt. Hochschutzzöllnerisch werden die Erzeugnisse der Papier- und Cartonnageindustrie, der Holzbearbeitung, Zeugschuhe und Lederwaaren behandelt. Starke Zollerhöhungen erfahren ferner die wissenschaftlichen und die musikalischen Instrumente, weniger belastet sind dagegen Stickerei, Uhren- und Textilindustrie. Nun darf man wohl als sicher annehmen, daß die meisten Zollerhöhungen nur als Waffen bei den Vertragsverhandlungen dienen sollen und daß während derselben erhebliche Abstriche vorgenommen werden; immerhin ist es lehrreich für Die um Herrn Eugen Richter, zu sehen, daß auch die Schweiz die Nothwendigkeit erkennt, sich mit Waffen für die Vertragsverhandlungen zu versehen.

Während der Verhandlungen des **dänischen** Folkethings über die **Abtretung der Antillen** hat der Ministerpräsident Professor Deuntzer eine bemerkenswerthe Rede gehalten, in der er die Gründe für die Transaction auseinandersetzte. Unser Kopenhagener Mitarbeiter berichtet uns darüber:

Der Verkaufsplan, so etwa begann der Ministerpräsident, sei nicht neu, sondern nur eine Fortsetzung der Bestrebungen, die schon 1867 einsetzten, damals aber an dem Widerstand der Vereinigten Staaten scheiterten. Später habe man von amerikanischer Seite mehrmals den Wunsch geäußert, die Inseln zu erwerben, und ein hierauf bezüglicher schriftlicher Vorschlag sei vor zwei Jahren eingereicht worden. Dieser Vorschlag sei insofern von den früheren verschieden gewesen, als er nicht geradezu den Verkauf der Inseln bezweckte, sondern nur hervorhob, daß diese unter amerikanischer Herrschaft besseren Verhältnissen entgegengehen würden, als sie Dänemark ihnen verschaffen könne, und daß kein eigentlicher Ersatz für die Inseln bezahlt werden sollte, sondern daß Dänemark nur eine Vergütung für die Verpflichtungen erhalten solle, die es auf sich zu nehmen genöthigt sei, wenn die Inseln in amerikanischen Besitz übergingen. „Was wir erhalten", fuhr der Minister fort, „ist also nicht als eine eigentliche Kaufsumme zu betrachten, sondern nur als ein Ersatz für die Lasten, die wir auf uns nehmen und unter denen die Pensionen für die Beamten, die von keinem Nutzen für uns sind, wenn die Inseln verkauft werden, wohl die größten sind. Es ist hier also von einem Verkauf im eigentlichen Sinne oder von einem Geschäft nicht die Rede, sonst hätten wir wohl auch eine größere Summe erhalten können. Die Verhandlungen waren aber einmal von den früheren Regierungen auf einer anderen Grundlage eingeleitet und von der jetzigen auf derselben Grundlage lediglich fortgesetzt worden. Ueber unsere finanzielle Lage kann man verschiedener Meinung sein. Der Besitzwechsel erfolgt jedenfalls nicht zu dem Zweck, diese zu verbessern oder um uns eine neue Einnahme zu verschaffen."

Der Ministerpräsident hob weiter die große Loyalität hervor, mit der die Verhandlungen von amerikanischer Seite geführt worden seien. Es sei viel geredet worden, bemerkte er weiter, von neuen Unternehmungen, durch die man die Lage der Inseln zu verbessern und den commerziellen Verhältnissen aufzuhelfen hoffte. In der Politik müsse man aber mit Thatsachen, nicht mit Hoffnungen rechnen, und es sei nun einmal eine Thatsache, daß die Sterblichkeit auf den Inseln entsetzlich groß sei und daß der Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten jedes Jahr zunehme. Es sei aber keinem Zweifel unterworfen, daß dies unter amerikanischer Herrschaft anders werde. Diese Aussicht sei daher geeignet, den Schmerz zu mildern, den jeder Däne darüber fühle, daß das zwei hundert Jahre alte Band zwischen den Inseln und dem Mutterlande zerrissen werde. Die Bedingungen, die man durchgesetzt habe, um die Stellung der Bevölkerung der Inseln zu sichern, seien in jeder Beziehung befriedigend.

In der **russischen** Presse herrscht augenblicklich eine außerordentliche **Antipathie gegen England**, die in recht charakteristischer Weise in den Artikeln zum Ausdrucke kommt, die alle maßgebenden russischen Blätter über den Sieg Delarey's und über die irische Frage gebracht haben. In allen Artikeln spricht sich die lauteste Freude über die Niederlage der Briten aus; wir wollen hier zwei charakteristische Preßstimmen wiedergeben; könnten aber, wie gesagt, mit Dutzenden aufwarten. Die „Mosk. Ved." schreiben: „Das Leben des ehrenwerthen Lord ist in den Händen seines ruhmvollen und unermüd-

---

Feuilleton.

14]

Die drei Freunde.

Roman von Robert Misch.

Nachdruck verboten.

Neunzehntes Capitel.

„Rohrbach, 15. Juni 188 . .

Ihr Vater ist aber ein lieber Mann — und so klug trotz aller Einfachheit, daß man seine Freude an ihm haben kann. Gestern war ich mit meinen Kleinen dort, die vor Ungeduld zitterten, Onkel Franzen's Papa kennen zu lernen.

Es hat mich ein wenig wehmüthig gestimmt, das kleine Häuschen, in dem der alte Mann nun so ganz allein haust, seitdem er sein Weib begraben hat und seine Kinder sich in alle Welt zerstreuten.

Sie können sich denken, wie entzückt die Kleinen von dem Miniaturhäuschen waren, das sie natürlich an das der Hexe in „Hänsel und Grethel" erinnerte. Und wie erstaunten sie, als wir nach dem Anklopfen direct in die kleine Werkstatt traten, wo der weißhaarige Mann mittendrin auf seinem dreibeinigen Schemel saß und einem Stiefel zu neuem Dasein verhalf. Trotz des buschigen, weißen Bartes und der tausend Runzeln in dem gelbbraunen Gesicht erkannte ich Sie sofort in ihm wieder. Sie sehen ihm sehr ähnlich.

Er stand langsam auf, schaute uns scharf durch seine runde Stahlbrille an, lächelte freundlich und sagte ohne jede Spur von Ueberraschung:

„Dös is g'wiß die Frau Breitinger und ihre Kinderln?"

Die Kleinen freundeten sich schnell mit ihm an. Zwischen und auf jedes Knie nahm er eins. Er hat sich etwas Kindliches und Gutmüthiges bewahrt, was Sie Großstadtzigeuner längst abgestreift; und dann erinnert er in einem gewissen spöttischen Blick und Lächeln doch wieder an Sie.

Oh, wie Unrecht thue ich Ihnen, Sie guter Mensch! Sie theilen also Ihr bißchen Armuth mit dem alten Mann! Und ich wunderte mich manchmal, wenn Sie vernachlässigt daher kamen oder Ihnen die Geldverlegenheit aus allen Knopflöchern guckte, was Sie denn eigentlich mit Ihren Einnahmen machten.

„Ich hab' ihm nix g'schrieb'n", erzählte er mir. — „Aber als die Mutter g'storb'n is, die Leni nach München gezogen und dann ihren Postboten geheirathet hat, und der Vinzenz in's Amerika fort is, da hat er plötzlich zum Schicken ang'fang'n; und so schickt er alleweil. Mei, brauchen kann man's schon! — — Mit der Arbeit ginge es ja noch voran — die Hand is noch kräftig, und mein Handwerk versteh' ich, und durch die Brillen schau' ich ja noch recht gut. Aber die Kunden, die Kunden."

„Haben Sie denn früher mehr Kunden gehabt, Papa Lenz?" (Es freut ihn, daß ich ihn so nenne; und er that mir leid in seiner Greisen-Einsamkeit.)

„Mehr — freili — und auch bessere!"

„Und wieso haben Sie die verloren?"

„Mei — wie's so geht! . . . Man wird älter, und jüngere Leute kommen auf, die in die großen Städt' all' die neusten Moden gelernt hab'n."

„Nun, nun, die neuen Moden sind schon etwas alt, ehe sie nach Rohrbach kommen."

Er lachte sein gutmüthig-spöttisches Lachen.

„Ja, ja — aber die Schuhfabriken, die schicken ihren Kram her, und die Leut' kaufen's, wenn's auch nur die halbe Zeit dauert, weil's billiger is. Freilich, wenn ich jünger wär' und a Capital hätt' oder Credit" — er blinzelte mich listig und lustig aus seinen tiefliegenden, klugen Augen an — „dann thät' ich auch einen großen Laden am Markt aufmach'n mit die Fabrikschuh', wo net halten thun. Je schlechter se san, je öfter müssen's die Leut' halt kaufen."

Das wissen Sie gewiß nicht, daß Sie Ihrem alten Vater geschadet haben. Sie gelten also hier als ein Atheist schlimmster Sorte, als Gottesleugner, Antichrist, Höllensohn und dem Teufel verfallen. Ihr alter Vater, der so furchtbar stolz auf Sie ist, hat in seiner Vaterfreude den Leuten Vieles, was Sie ihm von Ihren Aufsätzen und Arbeiten zugeschickt, zu lesen gegeben. Auch meinem Schwiegervater, dem Doctor Weingart und dem Pfarrer hat man es zugesteckt.

Und diese drei Herren von Rohrbach stehen natürlich auf einem völlig anderen Standpuncte.

Die bessere Kundschaft hat er dadurch verloren; nur die armen Leut' kommen noch aus Mitleid und weil er billig ist, zu ihm.

Dann haben wir noch lange von Ihnen geschwatzt. Was Sie für ein seltsamer Bub' waren, hat er mir erzählt, und ich ihm von Berlin, und wie Sie da leben und streben.

Die Kinder haben derweil in der Werkstatt herumgespielt und sich gar nicht trennen können von dem lieben, alten Großpapa. Doch genug für heute! Leben Sie herzlich wohl und schreiben Sie bald wieder

Ihrer treuen Freundin

Paula."

Zwanzigstes Capitel.

Der kleine Dietrich klagte schon seit zwei Tagen über allerlei Beschwerden und wollte keine Nahrung zu sich nehmen, so daß Paula endlich den Doctor kommen ließ.

Doctor Weingart war eine wichtige und bedeutende Persönlichkeit im ganzen Landkreise. Er vereinigte eine Reihe von Ehrenämtern auf sich, hatte mildthätige und gemeinnützige Vereine gegründet, an deren Spitze er stand; man pries ihn als einen Wohlthäter der Gegend. Auch sagte man ihm nach, daß er den Leuten nichts oder wenig abnähme, ihnen auch im Nothfalle die Medicin und sonstige Stärkungsmittel umsonst lieferte.

Freilich erzählten sich seine heimlichen Gegner — und welcher Mensch hat nicht solche?! —, daß er sich anderswo dafür um so mehr bezahlt machte, auch bei Leuten, die es eigentlich nicht dazu hatten; daß er sich seiner Armenpraxis nur als Mittel zum Zweck bediente, und daß er alles Gute überhaupt nur thäte, um eine Rolle zu spielen. Aber diese Verleumdungen gingen von seinen Concurrenten in der Nachbarschaft aus, die er aus ihrer Landpraxis, und vom Fabrikanten Schnäbelin, den er aus verschiedenen Ehrenämtern verdrängt hatte.

Trotzdem er den neuen Ankömmlingen sehr freundlich entgegen kam und sich Paula's und der Kinder Sympathie zu erwerben suchte, fühlte sie sich dennoch von ihm abgestoßen. Aber er zwang sich ihr unwillkürlich in's Gedächtniß ein. Sie ertappte sich zuweilen dabei, wie sie über den eigenartigen Mann nachdachte und sich den Widerwillen, den er ihr einflößte, zu erklären suchte. Er schien diese Abneigung nicht zu ahnen und trat, wenn er den Bürgermeister in Geschäften aufsuchte, stets in ihre ebenerdig gelegenen Zimmer ein oder spazierte mit ihr im Garten umher, während die Kleinen um sie herum spielten.

Dann fragte er sie aus — vorsichtig, wie zufällig an ihrem früheren Leben herumtastend, dessen Einzelheiten er genau wissen wollte. Mit dem feinen Instinct des Weibes merkte sie die Absicht und versuchte, ihm auszuweichen.

Zu welchem Zwecke drängte er sich in ihre Vergangenheit ein? Denn einen Zweck hatte sicherlich Alles, was der kluge Mann mit dem energisch-kühnen Herrscherkopfe that. Aber vor dem fascinirenden Blick seiner scharfen, forschenden Augen konnte sie nichts verbergen. Nach und nach lockte er ihr die Geschichte ihrer Jugend und ihrer Ehe ab. —

Nur eins verbarg sie vor ihm wie ein strenges Geheimniß — ihre Freundschaft zu Franz Leue, so oft und so gern er auch Näheres darüber erkunden wollte. Er sei der Jugendfreund ihres verstorbenen Gatten und auch ihr Freund; weiter sagte sie ihm nichts. Welcher Art diese Freundschaft sei, was in ihren und seinen Briefen stände, das versuchte er immer wieder und wieder zu ergründen, ohne doch die gewünschte Antwort zu erhalten. Und während er seine indiscreten, kecken und doch scheinbar harmlosen Fragen an sie richtete, durchbohrten sie diese forschenden Augen des Arztes und Menschenkenners.

Auch über allgemeinere Fragen unterhielten sie sich oft. Und so stark auch die Gegensätze ihrer Naturen und Anschauungen aneinander prallten, war es ihr doch ein langentbehrtes Vergnügen, mit dem kenntnißreichen, vielerfahrenen Manne zu plaudern.

Der Schwiegervater war wortkarg und völlig verbauert; die Tante Theres schaute überhaupt nicht über die ihm Herrn Pfarrer, ihrem Abgott, gezogenen Grenzen hinaus und ging neben ihrer Kirchenfrömmigkeit ganz in Küche und Gemüsegarten auf — ja, sie rühmte sich geradezu, außer ihren Schulbüchern (und das war lange her) nur fromme Erbauungsschriften gelesen zu haben. Was konnte Paula mit einer Person sprechen, die bei jedem freieren Worte sich zu bekreuzigen und über Sündhaftigkeit und Weltlust zu jammern begann! Sogar die Kinder machten sich schon hinter ihrem Rücken lustig über die Tante; Dietrich und Helga versuchten sogar, sie in ihrer drolligjammernden Art zu copiren. Paula lechzte aber nach persönlicher Anregung in dieser Welt des Kleinen und geistig Zurückgebliebenen.

Diese Anregung gab ihr Weingart; und wenn es nur deshalb eine war, daß sie ihm widersprechen konnte. Denn Alles schaute er mit anderen Augen an, als sie und ihre frühere Umgebung.

Da war nichts von jener heiteren, leichten, auch wohl leichtsinnigen Lebensphilosophie, mit der die Bohême ihren harten Daseinskampf durchfochten. Freudlos, düster, schwer, ein dornenvoller Pflichtweg, so stand das Leben vor dem Menschen. Liebenswürdige Schwächen, die ihre

SLUB
Wir führen Wissen.